Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 23 (1919-1920)

Heft: 12

Artikel: Der Mensch zur Pfahlbauzeit : ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

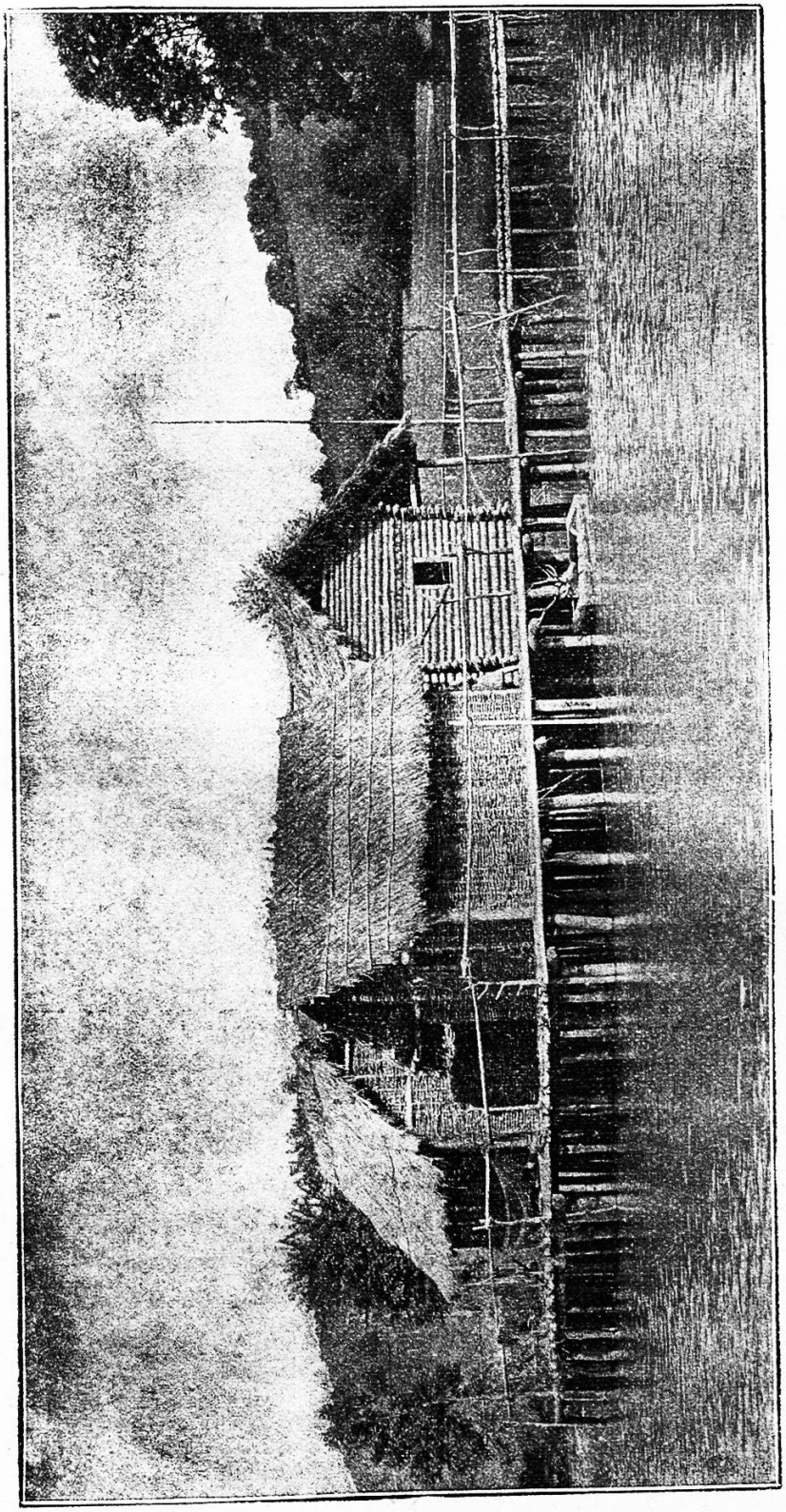
Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mensch zur Pfahlbauzeit.

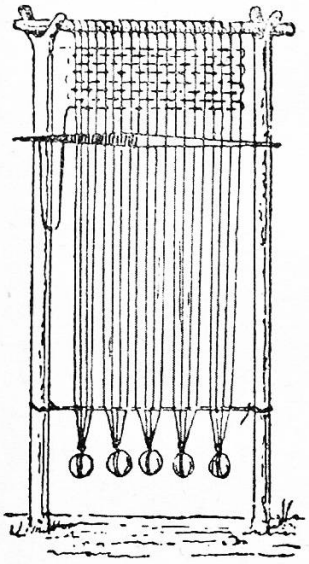
Ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen. — Mit 18 Illustrationen. — Schluß.

Im Pfahlbau von Robenhausen entdeckte man eines Tages mit höchstem Erstaunen die Produkte einer schon gar nicht mehr anfängerhaften Textilindustrie, zu der schon die Hüttenbewohner im ersten der drei nacheinander errichteten Dörfer befähigt waren. Neben Matten aus Binsen



Eine Pfahlbau-Rekonstruktion bei Kammer am Attersee. Phot. F. Kahowez, Kammer.

und Baststreifen, neben zierlichen Körbchen und anderen Flecht- oder Knüpfarbeiten, die wohl die Vorstufe für die bedeutungsvollere Wirkekunst bildeten, fanden sich massenhaft Leinengewebe in allerlei Farben, Posamentierarbeiten in Fransen und Quasten und schließlich auch ganze Knäuel des dazu verwendeten Garns. Damit aber nicht etwa Zweifel an ihrer im eigenen Hause geübten Textilindustrie sich erheben könnten, hatten die Pfahlbauer gleichsam in Vorahnung künftiger Forscherarbeit ihr Handwerkszeug in erfreulicher Vollständigkeit den Produkten hinzugesellt. Flachsbrechen, Hecheln und Karden, Spindeln, Spulen und Wirteln, kurz die gesamten zur Flachstechnik nötigen Requisiten fanden sich in den Kulturschichten Robenhausens, sichere Bürgen nicht nur für die prähistorische Webekunst, sondern auch dafür, daß die Bewohner der Pfahlhütten nicht mehr nach Diluvialmenschenart ihren Leib bloß in Tierfelle hüllten.

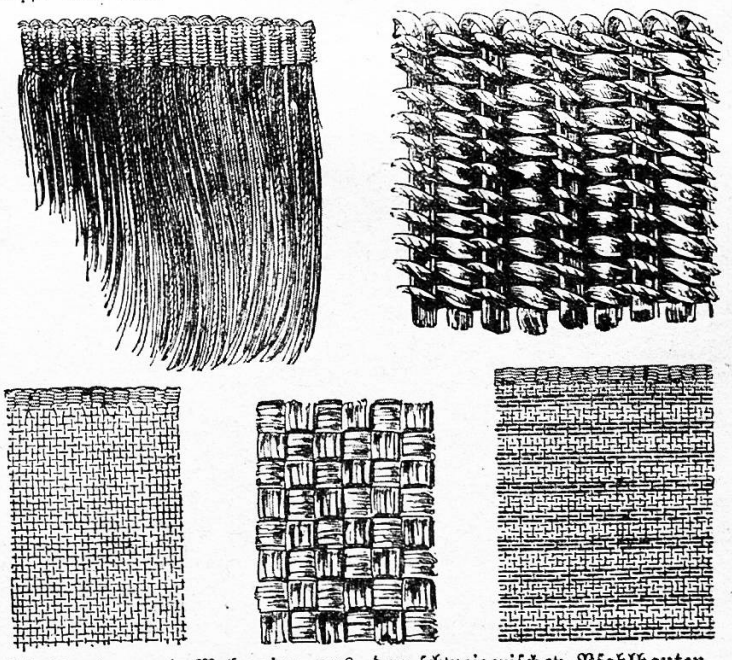


Ein rekonstruierter Webstuhl der Pfahlbauerzeit. Nach Heierli.

Mit Flechten und Weben hing aber noch eine andere Kunst aufs intimste zusammen, die gleichfalls die Pfahlbauer kannten: die Töpferei. An die Drehscheibe darf man natürlich nicht denken, die hat die geschichtliche Zeit erst hinzuerfunden. Es genügt, unseren Blick auf die niedlichen Körbe zu lenken, die Mütter und Töchter im Pfahldorf höchst kunstvoll erstehen ließen, wenn sich das Mannsvolk im See mit dem Fischfang beschäftigte oder im Walde mit Bären und Wölfen herumschlug. Aus Korbflechterei nämlich ist, wie wir heute mit Sicherheit wissen, die Kunst der Keramik hervorgegangen. „Defekte Körbe", sagt Moritz Hoernes in seiner Ur- und Naturgeschichte des Menschen, „die im feuchten Lehm standen und sich so gleichsam automatisch dichteten und verbesserten, oder die mit Lehm — etwa zum Hüttenbau — gefüllt waren und dadurch eine dichtende Auskleidung erhielten, sind die Stammformen des Tongefäßes. Wenn man mit Lehm gedichtete Körbe über ein Feuer setzte oder wenn sie durch Zufall nahe ans Feuer gerieten, so machte man die willkommene Erfahrung, daß das feuchte, weiche Material hart, trocken und widerstandsfähig wurde. Man brauchte das Flechtwerk dann nur mehr als Form zu behandeln, die abgebrochen oder weggebrannt wurde, und das älteste Tongefäß war fertig." War aber einmal der Anfang gemacht, kam der Fortschritt von selber. Die ersten wirklichen Töpfe sind zweifellos ungeschickt in der Form und sehr roh in der Technik gewesen, wie alles Werkzeug im Anfang es war; man hat im Kulturschatz von Robenhausen und anderswo aus gesammelten Scherben die Erstlinge deutlich erkennen können. Aber der Sinn für Ästhetik half weiter. Das Korbgeflecht ließ schon Muster zurück, die zum Nachschaffen reizten, und der Abdruck der Schnüre, die man — als der Henkel noch fehlte — zum Zwecke des besseren Tragens dem Topf um den Hals legte, mag in der Tat, wie Heierli glaubt, als das Urbild des vielfach sich findenden Schnurornaments zu beurteilen sein, dem sich nach und nach andere hinzugesellten. „Während des Formens konnten leicht Fehler entstehen. Man bemerkte z. B. Fingereindrücke, Tupfen und dergleichen. Um sie nicht als Fehler erscheinen zu lassen, wandte man dasselbe Mittel an wie Kinder, die eine

Ecke des Kuchens abgebissen: sie beißen die anderen Ecken auch noch ab, der Symmetrie wegen. Die Töpferei aber machte zu den Eindrücken, die unfreiwillig entstanden, noch andere, symmetrische, und das Ornament war da. Hatte man den weichen Ton zufällig mit einem Stäbchen geritzt, so legte man noch weitere symmetrische Ritzen dazu an. Waren irgendwelche Striche entstanden, so wurden ähnliche in symmetrischer Lagerung gemacht, bis ein Parallelenornament, ein Band von Dreiecken, eine Zickzacklinie und so weiter entstand." Es bedarf keiner allzu beflügelten Phantasie, um den schrittweisen, wenn auch sehr raschen Aufschwung der einmal erfundenen Kunst der Keramik sich auszumalen, zumal diese Kunst in den Händen der sicher auch damals schon mehr als die Männer für Zierat und Aufputz empfänglichen „besseren Hälfte" der Pfahlbürger lag. Woher wir das wissen? Nun, meine verehrten Leserinnen, aus zwiefacher Quelle. Die ganze Völkergeschichte belehrt uns, daß nicht bloß das Kochen, sondern auch die Bereitung der dazu benötigten Tongeschirre verdienstliche Arbeit der Frauen ist, und keinerlei Grund ist ersichtlich, den Urschweizern Ausnahmezustände unterzuschieben. Gebraten ist allezeit auch von Männern — und vorzugsweise von diesen — worden, denn dazu ist allüberall in der freien Natur, wo ein Feuer entfacht wird, Gelegenheit. Und „Jagdessen" hielt auch der Urmensch schon ab. Das Kochen und Sieden dagegen war seit der Erfindung des Topfes bereits eine ausgesprochene Haus- und Herdtätigkeit, und das Haus war von jeher Domäne der Frau. Zum Überfluß ist den Gelehrten jedoch auch auf direktem Wege der Nachweis geglückt, daß das schöne Geschlecht in der Pfahlbauerzeit jene kunstvollen Töpfe und Becher erzeugt hat, die heute die Schränke der Völkermuseen füllen: durch Ausguß der einst in dem weichen Ton hinterbliebenen zierlichen Fingerabdrücke. Eine Männerfaust, die die Waldbäume fällte, sah anders aus; nur eine anmutig-schmale Frauenhand konnte so zart sich verewigt haben.

Wer doch, anstatt die Indizien wägen und werten zu müssen, mit Augen des heutigen Menschen die ganze Kultur der „kulturlosen" Urschweizer hätte umfassen dürfen! In ein Friedensidyll, wie die vorgeschichtliche Zeit ihrer schwerlich sehr viele verzeichnen konnte, in ein Reich der gesegneten Arbeit und stillen Zufriedenheit würde sein Fuß ihn vermutlich getragen haben. Die Männer in ihrem mit Feuer und Axt aus dem Stamm einer Eiche geschaffenen Urboot, dem vielfach in guter Erhaltung gefundenen „Einbaum" beim



Flechtereien und Webereien aus den schweizerischen Pfahlbauten. Oben links ein Stück Franse vom Besatz eines Gewandes, rechts ein Stück Matte aus Baststreifen und Schnüren. Unten links ein Stück grober Leinwand, rechts ein Stuck gekörperten Gewebes, in der Mitte eine einfache, aus Bast geflochtene Matte. (Nach Kellers 4. Pfahlbaubericht von 1861.)

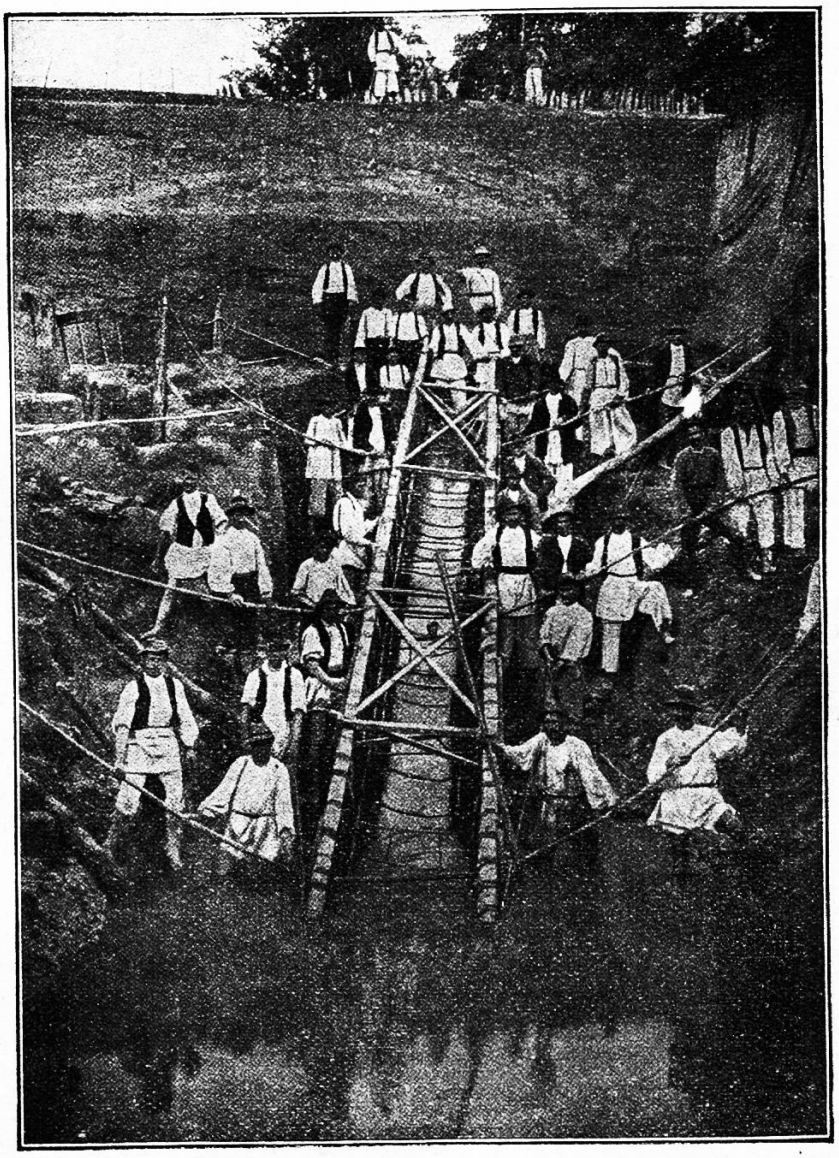
Lachs- oder Hechtfang im See, als Baumfäller oder als Baumeister neuer und besserer Hütten sich mühend, im Urwald als Jäger die Fährten des Rothirschs, des Elchs und des Wildschweins verfolgend. Die Frauen dagegen beim flackernden Herdfeuer flechtend und webend, zum Fischfang die Netze, zur Kleidung das Linnen bereitend, in selbstgefertigten Tontöpfen siedend und kochend, Kinder behütend und Kinder erziehend. Nicht mehr als rauhe und wilde Naturburschen, wie es die höhlenbewohnenden Mammutjäger der Gletscherzeit waren, sondern als friedliche, strebsame Fischer und Handwerker hätte der fremde Besucher die Pfahlbürger angetroffen. Ja ... auf der Laufbrücke, die zwischen Ufer und Pfahlbau die feste Verbindung schuf, wäre ihm gar schon das Bellen eines Haushundes entgegengeklungen, und aus den Stallräumen hinter dem Hause hätten ihm brüllende Rinder und grunzende Schweine verraten, daß sich die Fischer und Jäger, die Hüttenbaumeister, Weber und Töpfer der Urschweiz sogar schon auf Viehzucht nicht übel verstanden!

Ein Tonbecher aus dem Pfahlbau von Wollishofen. Nach Heierli.

Als Keller im Jahre 1858 entgegen seiner früheren Ansicht zum erstenmal dieses Faktum auf Grund der inzwischen gemachten Knochenfunde verkündete, war das Erstaunen der Fachforscher groß. Alles, was sonst die versunkene Pfahlbauerwelt an Reliquien aufwies, war, wie verschieden es sein mochte, logisch als Weiterentwicklung des Diluvialmenschenerbes zu deuten; die Viehzucht jedoch war ein völliges Novum im Bilde der werdenden Menschheitskultur, das bisher in der vorgeschichtlichen Zeit seinesgleichen nicht hatte. Wann und auf Grund welcher Vorstufe mochte die Zähmung und Hegung der Tiere vom Menschen erworben sein?

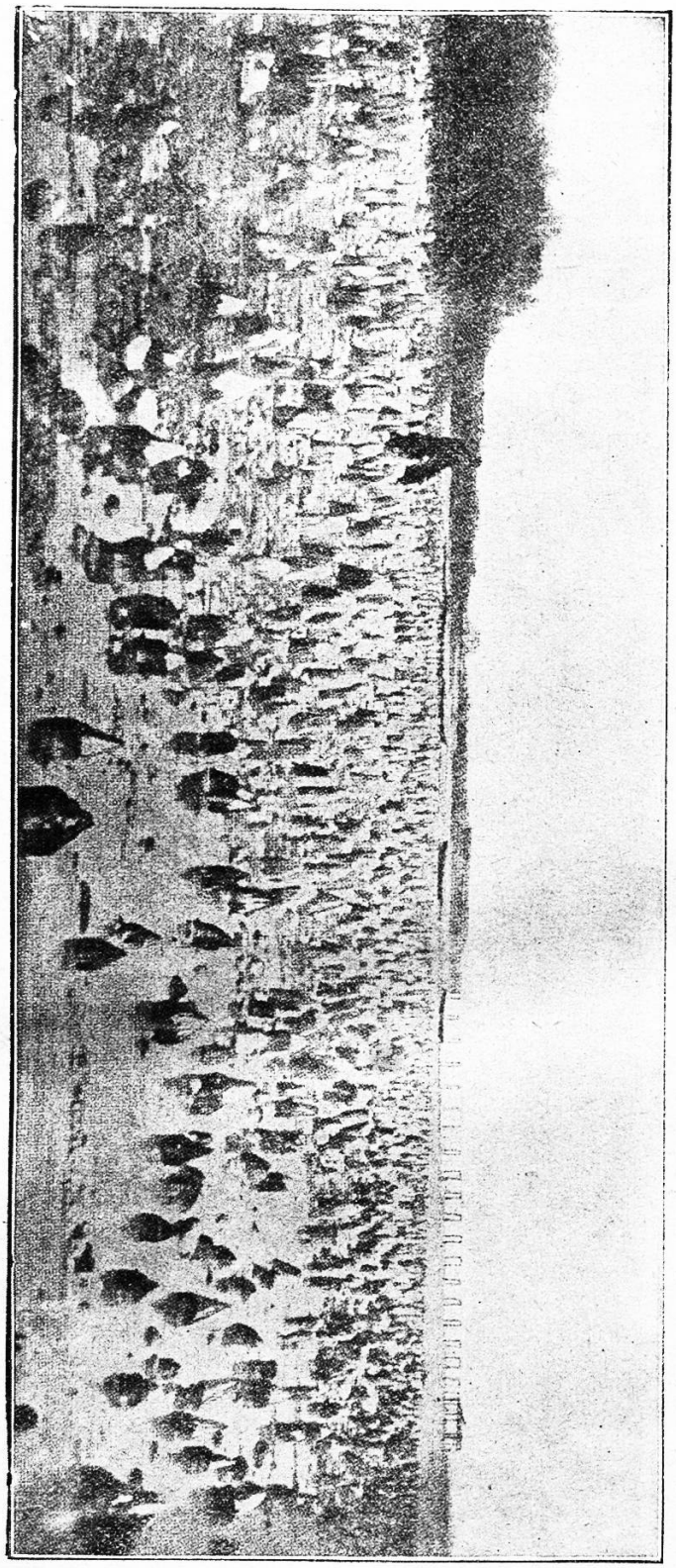
Für den Hund ist die Sachlage rein theoretisch nicht schwer zu ergründen, sobald man sich klarmacht, daß Wölfe und Schakale mancherlei Art seine Stammväter waren, Bestien also, die nachweislich schon in der grauesten Vorzeit die Nähe der menschlichen Siedlungen liebten, um unter den Resten der Jagdbeute Nachlese zu halten. Der heutige russische Bauer verbittet sich ernsthaft den Wolfsbesuch im Bezirk seines Hofes und brennt im Interesse seines Viehstandes den ungebetenen nächtlichen Gästen, wo immer er kann, eine Kugel auf den Pelz; der Urmensch dagegen, der nichts zu verteidigen hatte als sich und die Seinen, wird wahrscheinlich mehr und mehr in ein Duldungs- und schließlich auch Nutzungsverhältnis zu ihnen getreten sein. Wie die Fellachen in den ägyptischen Dörfern die frechen, zu Hunderten über den Lehmhütten kreisenden Schmarotzermilane schonen, die ihnen die Straßen vom stinkenden Abfall der Mahlzeiten säubern, so wird auch der Urmensch den Wölfen und Schakalen gern ihren nächtlichen Freitisch vor seiner Höhle gegönnt haben. Und wie der Naturmensch noch heute aus dem Gebaren der mit ihm befreundeten Tiere Gefahren und drohendes Unheil erkennt, so wird auch der Jäger der Vorzeit die Wölfe und Schakale schon als willkommene Wächter und Kundschafter ausgenutzt haben. Ueberall wo er jagte und Beute zerlegte, war dieses Gesindel in seiner Nähe; überall wo ein angeschossenes Wild sich den Blicken des Jägers entzogen hatte, waren es Wölfe und Schakale, die es verfolgten und stellten. Der Nutzen der Tiere war evident; und

die Frechheit und Zudringlichkeit der sich selbst vor Verfolgung in Sicherheit Fühlenden wird mit der Zeit einen Grad erreicht haben, der vom Verhalten der späterhin wirklich domestierten Wolfs- oder Schakalabkömmlinge nicht allzu weit mehr entfernt war. Unsere heutigen Jagd- oder Haushunde darf man natürlich dabei nicht ins Auge fassen. Man muß an die halbwilden Hunde der Eskimos denken, die monatelang ihre Nahrung ausschließlich sich selber suchen und ebensowohl noch in leiblicher wie in geistiger Hinsicht dem arktischen Wolfe gleichen; oder an die furchtsamen, tückischen und bissigen Hunde der Kamtschadalen, die nach dem Bericht eines Reisenden „nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn haben, sondern ihn allezeit um den Hals zu bringen suchen". Von solcher Art wird vermutlich im Anfang der menschliche Haushund gewesen sein, der zuerst in erkennbaren Resten im paläolithischen dänischen Kjökkenmöddinger auftaucht und den daher schwerlich die Pfahlbauerzeit erst „erfunden" hat. „Torfhunde" (Canis familiaris palustris) hat man in Anbetracht ihres Fundorts die sichtlich dem Stamme des Schakals entsprungenen Urschweizer Kläffer getauft, die den Spitzen im Habitus ähneln und, wie es scheint, lange Zeit nur in ein und derselben Art in den Hütten gezüchtet wurden. Erst um die Wende der Steinzeit zur Bronzezeit, als die Vieh- und besonders die Schafzucht in stärkerem Maße betrieben wurde, hat man den wilderen Vetter des Schakals, den Wolf, aus den Wäldern herbeigeholt u. durch Kreuzung mit ihm aus dem kleineren Torfhund den stärkeren Wolfs- oder Bronzehund gezüchtet — nach dem Prinzip jenes praktisch veranlagten Gutsbesitzers, der den berüchtigsten Wilddieb der Gegend zum Forstwächter machte.



Hebung eines 12,38 m langen Einbaums aus dem Pfahlbau von Donja Dolnia a. d. Save. (Nach Aufnahme von Vejsil Curcic.)

Für alle übrigen Haustierarten der Pfahlbauerzeit sind die Stammeltern leider trotz allen Bemühens bis heute nicht zu ermitteln gewesen, und ebenso dunkel sind die historischen Vorstufen wirklicher, systematisch betriebener Viehzucht. Wahrscheinlich hat der Trieb zur Geselligkeit und im weiteren Sinne der Spieltrieb im Menschen, der aus der Geschichte der Werkzeugerfindung genugsam als steigernder Faktor bekannt ist, den ersten Anstoß gegeben, insofern der Jäger die hilflosen Jungen erlegter Beutetiere zur Kurzweil für sich und die Seinen mit heimbrachte und dann „im Spiel" langsam zähmte; denn sicherlich hat sich die Zucht mit dem Endzweck der direkten Nutzung erst relativ spät aus der einfachen Haltung der Tiere zum Zweck des Vergnügens entwickelt. Die Pfahlbauer jedenfalls waren bereits in der Steinzeit zur Stufe der wirklichen Viehzüchter vorgeschritten, die Rinder und Schweine, Ziegen und Schafe besaßen, zu denen sich schließlich (zur Bronzezeit) auch noch Pferde gesellten. Und wie sie die Torfspitze langsam durch Kreuzung zu Wolfshunden umschufen, so haben sie nachweislich auch ihre anfänglich kleinen und unbedeutenden „Torfkühe" u. „Torfschweine" mit Hilfe des grimmen Urs und des echten Wildschweins allmählich zu immer stattlicheren Rassen emporgezüchtet. So dunkel die Herkunft und Art der ursprünglichen Rinder und Schweine, der Schafe und Ziegen bis heute ist, so deutlich und klar ist ein langsamer Aufstieg der Tierzucht im Pfahlbauerreich zu erkennen.



Pfahlstümpfe einer bronzezeitlichen Pfahlbausiedelung am Neuenburger See. Nach Viktor Groß.

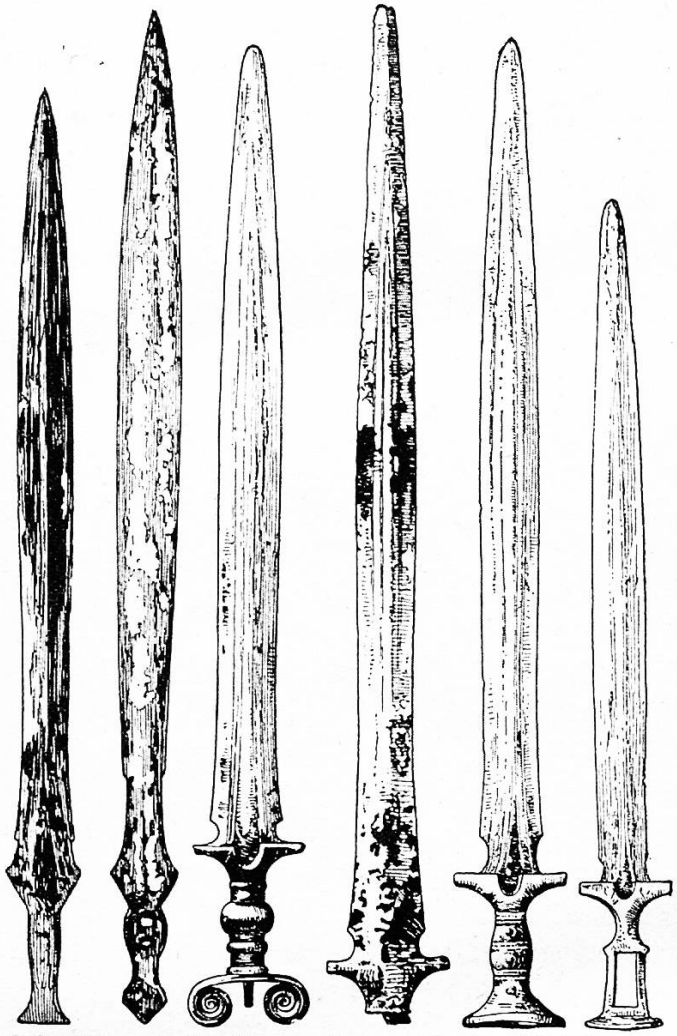
Ganz ähnlich verknüpfen die Dinge sich auch in Bezug auf den Ackerbau, den die Urschweizer gleichfalls schon kannten und übten. Man hat ihr Getreide in Schubkarren noch von den Fundstätten wegfahren können: geschwärzte, in Kohle verwandelte Körner, die, all den Jahrtausenden trotzend, die Form unverändert bewahrt hatten, und man kennt dank den Forschungen Oswald Heers den gesamten Besitz der versunkenen Welt an Getreidesorten, ja selbst das Brot, das die späteren Pfahlbauer buken und aßen: rundliche, zolldicke Scheiben von Handtellergröße. Aber man weiß nicht, von wannen das alles gekommen ist und wann erstmalig wogende Kornfelder dem Schnitte entgegenreiften. Nach Hoernes war der Pflanzenbau der alten Pfahlbaubewohner noch wenig entwickelt und deckte keineswegs auch nur den eigenen Bedarf an pflanzlicher Kost. Man lebte noch halb und halb von der Hand in den Mund, sammelte Hagebutten, Himbeeren, Brombeeren, Holunderbeeren, Wassernüsse usw. und sättigte sich mit Mengen von Holzbirnen, Holzäpfeln, Mehlbeeren, Kirschen und Schlehen.

Töpfe und Gefäße aus den schweizerisnche Pfahlbauten.

Von einzelnen Pflanzen, schreibt Dr. H. Brockmann in der „Neuen Zürcher Zeitung", liegen Samen in so großer Menge vor, daß eine Verwendung durch den Menschen angenommen werden muß. Der Nüßlisalat, Ackersalat (Valeriana dentata) fand schon bei den Pfahlbauern Beachtung, doch war es eine etwas andere Art als die, die wir heute vorzugsweise gebrauchen. Die kleine Miere (Stellaria media, Hühnerdarm, Vögelichrut) und das Gauchheil (Anagallis arvensis), die heute in jedem Gemüsegarten als niedere, unscheinbare Unkräuter vorkommen, sind in zahlreichen Samen nachgewiesen. Das Kraut der Miere dient heute für uns als Futter für Kanarienvögel und junge Hühner, es kann aber auch, wie der Gauchheil, als Spinat für den Menschen verwendet werden. In Hungersnotzeiten sind beide auch wirklich oft von breiten Volksschichten gesammelt worden. Die Samen der Knöterichtarten sind mehlreich, und einige unter ihnen sind bekannte Kulturpflanzen, wie das Heidekorn oder der Buchweizen (Polygonum fagopyrum). In Zeiten der Not werden aber auch die kleineren Samen von unscheinbareren Pflanzen dieser Gattung gesammelt. Nicht weniger als sechs Knötericharten sind in diesem Pfahlbau nachgewiesen. Sie werden wohl zum Teil als Nahrung gedient haben. Diese heutigen unscheinbaren, aber lästigen Unkräuter sind also wohl zur Pfahlbauzeit Nutzkräuter gewesen, sie wurden vielleicht damals in unsere Gegend eingeführt. Einige mögen gepflegt worden sein, andere waren als Beipflanzen in der Kultur erwünscht und vielleicht eingesät. Auf alle Fälle haben sie sich bis heute erhalten, aber aus dem „Kraut" ist unterdessen ein „Unkraut" geworden. Das gleiche Verhältnis dürfen wir übrigens auch bei der Melde vermuten, deren Blätter

als Spinat, deren Früchte aber als Hirse zu verwenden sind, wovon später die Rede sein wird.

Noch größeres Interesse als diese einheimischen Sammelpflanzen erregen die Funde von Kulturgewächsen. Die Pfahlbauer pflegten von den Weizenarten das Einkorn, den Emmer, den Spelz und den eigentlichen Weizen. Die beiden ersten sind heute in der Schweiz im Verschwinden begriffen. Beinahe nur noch der rauhe Jura kennt sie, und oft ist es nur das feine, für die Flechterei und das Dachdecken geeignete Stroh, das den Anbau noch veranlaßt. Der Spelz, meist bei uns einfach „Chorn" genannt, deckt sich in Mitteleuropa in seiner Verbreitung im großen und ganzen mit der der Alemannen; er wird als das eigentliche alemannische Getreide angesehen. Nun bestätigen aber diese Funde, daß der Spelz schon in der Bronzezeit auftritt und bereits im Pfahlbau des Alpenquais das wichtigste Getreide bildet. Das ist eines der bedeutendsten Ergebnisse dieser Untersuchungen. Der Spelz blieb das Hauptgetreide durch die Zeit der Römer und der Alemannen und durch das Mittelalter hindurch, eigentlich bis zu unserer Vätergeneration. Erst heute, zur Zeit des spärlichen, aber intensiven Getreidebaues macht er dem Weizen Platz. Durch diese Funde ist nun auch eindeutig festgestellt, daß es nicht die Römer waren, die uns mit diesem Getreide bekanntmachten und daß auch die Alemannen es nicht auf ihrem Kriegszuge mitbrachten, sondern daß diese es in Helvetiens Gauen bereits vorfanden. Es ist also nicht mit den Alemannen gewandert, wie man gerne vermuten möchte, und zu gleicher Zeit wird auch die alte Idee, daß die Römer uns die wichtigsten Kulturpflanzen gebracht hätten, von neuem widerlegt. Der heutige, anspruchsvollere Weizen kommt auch schon vor, ohne offenbar eine große Rolle zu spielen. Jahrtausende mußte er warten, bis er heute, in einer andern Kulturrasse, bei uns zum Siege gelangte. Von den Gerstenarten ist es nur die sechszeilige Gerste, die aufgefunden wurde, eine ganz altertümliche Form, die heute noch bei unsern Gebirgsbauern zerstreut gebaut wird und deren Anbaugebiet genau festgestellt werden sollte.



Schwerter aus der Bronzezeit der Schweizer Pfahlbauten. (Nach Viktor Groß.) Das vierte der sechs abgebildeten Schwerter besitzt bereits eine eiserne Klinge, auf die der — leider unvollständig erhaltene — Bronzegriff direkt aufgegossen wurde. Er stammt wahrscheinlich aus der Uebergangsperiode zwischen der Bronze- und Eisenzeit; die Form entspricht trotz des neuen Materials völlig derjenigen der älteren Bronzeschwerter.

Ein auffallender Punkt ist das Fehlen des Hafers als Getreidefrucht. Wohl wurden einzelne Körner, offenbar Unkrautsamen, gefunden, aber als Nahrung war der Hafer zur Pfahlbauzeit noch nicht bekannt. Erst viel später hat offenbar das Habermus im schweizerischen Mittelland die altgewohnte Gerstensuppe verdrängt und im Mittelalter bildete dann bei uns der Hafer mit dem Spelz zusammen das Hauptgetreide der Dreifelderwirtschaft. Er lieferte als „Habermus" die Hauptnahrung des Schweizers, die ihm das heutige Brot ersetzte, und im „Habersack", unserm heutigen Tornister, nahm er ihn selbst auf seine Kriegszüge mit. Heute hat nun wiederum das Brot die Hafernahrung fast völlig verdrängt, während die alte Gerstensuppe bei uns überhaupt als Volksnahrung ausscheidet. In den regenärmeren und sonnigeren Alpentälern hingegen hat sich die Gerstensuppe als wichtige Beinahrung noch bis auf den heutigen Tag erhalten, während der Hafer als menschliche Nahrung hier überhaupt nie gebaut wurde.

Oswald Heer hatte in den zusammengebackenen Stücken verkohlter Getreidemassen, wie sie sich häufig in den Pfahlbauten finden, einst eine Art Pumpernickel, ein Schrotbrot, das „Pfahlbaubrot" erkennen wollen. Ganz besonders schien ihm die flache Unterseite, als vom Backstein herrührend, dafür zu sprechen. Doch ist dabei zu bedenken, daß unser heutiges Brot kaum 2000 Jahre alt ist, in der Schweiz erst nach dem 12. Jahrhundert etwas allgemeiner geworden ist, und zwar nur bei den mehr begüterten Ständen, und auch heute noch gar nicht überall die Hauptnahrung darstellt. Die alten Schweizer waren Brei- und Suppenesser. Wir haben bereits gesehen, daß sie aus dem Hafer des regenreicheren Mittellandes das Habermus, aus der Gerste der trockenen und sonnigeren Alpentäler die Gerstensuppe machten, vermutlich daneben aus dem halbreif gewonnenen Spelz die Grünkernsuppe. Noch heute spielen in den Alpen gewisse Speisen, wie Suppen, Polenta, Brei und Fentz oft eine größere Rolle als das Brot. Der Getreidebrei und die Fladen entsprechen unsern alten Speisen, sie sind die Vorläufer des heute üblichen, gegorenen Brotes.

Also noch in geschichtlicher Zeit, bis ins Mittelalter, ja bis in die Gegenwart hinein, unterschied sich die Zubereitung und Gebrauchsweise unserer Nutzpflanzen von der heute üblichen. Gleiche Kulturpflanzen bedeuten noch nicht gleiche Speisen.

„Die Unvollkommenheit des vorgeschichtlichen Feldbaues lehrt auch das, was wir als Ackergerät aus neolithischer Zeit betrachten sollen, z. B. eine Hirschgeweihstange, die aller Sprossen bis auf eine einzige beraubt ist und notdürftig zum Aufritzen der Erde hinreicht. Vergleicht man solches problematische Werkzeug mit den schweren eisernen Pflugscharen, die sich in keltischen Gräbern gefunden haben, so erkennt man die Weite des Weges, der von der Bodenkultur der Pfahlbaubewohner bis zu dem Feldbau um den Beginn unserer Zeitrechnung hingeführt hat." Gleichwohl war der Stand der Kultur in der Pfahlbauepoche zuletzt noch bedeutend genug, um wenigstens technisch die Schöpfung des wirklichen Pfluges an Stelle der Hirschgeweihstange bereits zu ermöglichen. Wer den kupfernen Dolch und die kupferne Axt, wer das Bronzemesser und Bronzeschwert mit allem erdenklichen Zierat zu schaffen versteht, ist im Grunde sogar schon hinaus über das, was als „Pflug" in historischer Zeit noch gebräuchlich war. Es muß also wohl an dem rechten Bedürfnis zur Steigerung eines wenig ertragreichen Feldbaues gemangelt haben.

Mit der Kenntnis und kräftigen Nutzung der sicher von außerhalb in die Schweiz eingeführten Metallgießerei schließt die Wunderwelt ab, die so rasch und so gründlich wie selten ein wissenschaftliches Neuland durchforscht worden ist und den Schlüssel zu vielerlei Rätseln der Vorwelt geliefert hat. Noch nicht zu allem, denn lückenhaft bleibt allem Forschen zum Trotz auch das Pfahlbaukapitel im Buche der Menschheitsgeschichte. Blätter um Blätter haben die pietätlosen Stürme der Zeit herausgerissen, verweht und verdorben, und mühevoll muß nun die Wissenschaft all die verloren gegangenen Seiten und Sätze ergänzen. Der Weg, der aus Urmenschenhöhlen heraus durch die Pfahlbauerwelt nach Ägypten und Babylon führt, ist ein langer, beschwerlicher Weg, und selbst da, wo er endet, erhebt noch eine Sphinx ihr gigantisches Rätselhaupt vor dem größeren Rätsel der Pyramiden.

Ich denke zurück an den Eindruck der Stunde, die mich durch Wüstensand und Wüstenbrand an den Fuß der gewaltigsten menschlichen Bauwerke führte, rund um die Cheopspyramide, in deren Riesenleib, wenn er hohl wäre, die römische Peterskirche mitsamt ihrer Kuppel verschwinden könnte. Und es dünkt mich, als ob doch der Weg aus der Vorzeit woanders als hier vor den steinernen Zeugen des alten ägyptischen Reiches zu Ende sein müßte. Pfahlbau und Pyramide — eine Welt liegt dazwischen, und unüberbrückbar erscheint mir die Kluft, die die beiden von Menschenhand stammenden Bauwerke scheidet. Ist aber nicht im Vergleich mit dem ungeglätteten Feuersteinmesser auch das mit prächtigem Handgriff versehene Bronzeschwert ein bedeutendes Kunstwerk, und sind sie nicht doch beide Glieder derselben Kette von Dingen, die — immer eins auf dem andern basierend — der Pfahlbauepoche entstammen? Haust nicht genau wie vor viertausend Jahren der arme ägyptische Fellache noch in den würfelförmigen, fenster- und schmucklosen Hütten aus ungebrannten Lehmziegeln, die im Vergleich mit den Pfahlbauten elend und traurig genannt werden müssen? Schöpft er nicht immer noch nackt, nur den Schurz um die Lenden, mit Hilfe des schon aus den biblischen Zeiten bekannten Ziehbrunnens Eimer um Eimer befruchtenden Nilwassers auf seine Felder, und ist nicht die Art, wie er pflügt, sät und erntet, seit Urtagen immer die gleiche geblieben? Nicht an die Pyramiden und Sphinxe, an die Fellachen müssen wir denken, sobald wir die Spur aus der Vorzeit ins Reich der „Geschichte" verfolgen wollen. An die Fellachen und — an die Wissenschaft.

Seit langem ist man erfolgreich beschäftigt, das Niltal mit Hacke und Spaten nach ältesten Zeugnissen werdender Menschheitskultur zu durchforschen, und was man bis heute ermittelt hat, das ist seltsam genug. Nichts anderes nämlich bewies diese gründliche Spatenarbeit, als daß in Ägypten die Steinzeit, die Kupfer- und Bronzezeit ebensowohl aufeinander gefolgt sind wie einst in der Schweiz, nur daß hier an den Ufern des Nils schon „Geschichte" war, was wir dort noch als vollkommen urkundenlos, als noch prähistorisch erkannten! Zwei Dynastien der alten ägyptischen Königsgeschlechter gehören noch ganz ins Gebiet der schon reiferen jüngeren Steinzeit. Von der dritten Dynastie an, die den Königssitz nach Memphis verlegte, gewinnen dann Kupfer und Bronze dem Stein gegenüber langsam mehr und mehr an Bedeutung, aber selbst die Epoche der Pyramidenerbauer stand immer noch hart an der Grenze der neolithischen Menschheitskultur!

Geschichte und Vorzeit in einem. Mich dünkt, daß der geistige Weg von der Urschweiz bis Memphis nicht weit mehr gewesen sein kann.